

Kant und die Schweiz

Autor(en): **Fueter, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 22

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie du iſt ja auch meine Seele,
In ihren Lei den ſchaften ſich ewig verjüngend —
Wer vermöchte es, ſie zu halten und zu feſſeln? —

Er feſſelte und hielt das Leben,
Das unbezwingliche, unergreifbare,
Deſſen Weſen göttlich iſt wie das deine!

Karl Emil Hoffmann.



Kant und die Schweiz.

Von Eduard Fueter.



Jedermann kennt die alte Anekdote von dem deutschen Professor, der eine Beschreibung des Kamels geben ſoll. Statt es ſeinen englischen oder franzöſiſchen Kollegen gleich zu tun und in der Wüſte oder wenigſtens dem zoologiſchen Garten Anſchauungsunterricht zu treiben, vergräbt er ſich in ſein Studierzimmer und konſtruiert dort das Schiff der Wüſte aus der Tiefe ſeines Gemüts. Man hält dieſe Geſchichte gewöhnlich für einen bloßen Witz oder eine böswillige Verleumdung. Das iſt aber nicht der Fall. Die Anekdote mag in dieſer Form erfunden ſein; aber der Professor, der ihr als Vorbild gedient hat, iſt nicht bloß aus dem idealen Reiche der Begriffe abſtrahiert. Wir haben den Beweis dafür in Händen, daß wenn auch nicht das Kamel, ſo doch die Schweiz und die Schweizer Berge einmal von einem Philoſophen aus der Theorie konſtruiert worden ſind.

Der berühmte Königsberger Philoſoph Immanuel Kant führte bekanntlich — philoſophiſch zu reden — ein „Gelehrtenleben an ſich“. Er blieb ſein ganzes Leben in der Stadt, in der er geboren, Privatdozent und Professor geworden war. Seine regelmäßige, methodiſche Arbeitsweiſe ließ er ſich nie durch Reiſen ſtören; er iſt nie auch nur bis in das benachbarte Danzig gekommen. Als ewiger Junggeſelle lebte er in einem kleinen Haus in einer geräuſchloſen Gegend der Stadt, nur ſeinen Studien und ſeinen Vorleſungen geweiht. Seiner Philoſophie war — oder ſchien wenigſtens — Weltkenntnis auch nicht nötig. Aber er war nicht nur Philoſoph, ſondern auch Dozent. Als ſolcher konnte er ſich nach der damaligen Studienordnung nicht auf ſein Fach beſchränken, ſondern hatte über ſo ziemlich alle Wiſſenſchaften, die an

der philosophischen Fakultät gelehrt werden, vorzutragen. Die Universitäten hatten damals ungefähr die Stellung der heutigen obern Gymnasialklassen, und der Professor, der meist an ein vorgeschriebenes Lehrbuch gebunden war, besaß nicht die Verpflichtung, die Resultate seiner eigenen Forschungen zu dozieren. So mußte denn Kant auch „physische Geographie“ vortragen, obwohl ihm für dieses Fach praktische Kenntnisse und das Interesse beinahe ganz fehlten. Er selbst legte, wie es scheint, keinen Wert auf diese Vorlesung; eifrige Schüler haben dann aber noch in den letzten Lebensjahren des Meisters auch diese Arbeit ans Licht gezerrt. Sie haben sich damit jedenfalls das Verdienst erworben, Kants Werke um eine humoristische Schrift (eine unbewußt humoristische natürlich) bereichert zu haben.

Ich übergehe die Partien, in denen Kant von exotischen Ländern und Völkern redet. Es ist ja hübsch zu sehen, daß der Verfasser der „Kritik der reinen Vernunft“ noch an die Existenz von Menschen mit Affenschwänzen glaubt und etwa behauptet, man prügeln die Mohren nicht mit Ruten, sondern mit gespaltenen Röhren, weil das Blut unter der dicken Haut sonst keinen Ausgang finden könnte. Aber wir wollen uns nicht auf ein Gebiet hinauswagen, wo wir selbst nur vom Hörensagen urteilen könnten. Wir greifen vielmehr die Partie heraus, die uns am nächsten liegt.

Kant war für die wissenschaftlich philosophische Behandlung der Schweizer Berge in besonderm Maße qualifiziert. Von Bodenerhebungen kannte er nur die Dünen am frischen Haff und den elenden Maulwurfs- hügel bei Königsberg, den auch der unverschämteste Lokalpatriotismus nicht als ein Gebirge bezeichnen kann. Trotzdem erlaubte er sich über das Aussehen der Berge, die Bergkrankheit, den Charakter der Bergbewohner ganz apodiktische Urteile. Ich werde das meiste in seinen eigenen Worten anführen. Kants unnachahmliches Professorendeutsch erträgt keine Retouche. Nimmt man ihm seine unbehilfliche Schwere- fälligkeit, so verliert es den größten Teil seines Reizes.

Zuerst kommt Kant auf die Beobachtungen zu sprechen, die man über die seither sogenannte „Bergkrankheit“ gemacht hatte. Er führt an, wie „mehrere Reisende starke Schilderungen von dem beengten Ge- fühle entworfen haben, das ihnen auf hohen Bergen soll angewandelt (sic) sein“. Kant hält dies alles für Einbildung. Die „Schwierigkeit, Atem zu holen“, liege hauptsächlich „in der Bangigkeit, die man empfindet, wenn man an die Rückkehr denkt“; „die dünnere Luft ist viel- mehr eine Quelle der Munterkeit“. Stolz erhebt er sich über die laienhaften Behauptungen der Bergsteiger: „Erfahrungen der Art während einer oder doch nur weniger Stunden, nur ein oder ein paarmal angestellt, entscheiden darüber nichts, weil der seltene Anblick unter solchen Um-

ständen unfehlbar auch und wahrscheinlich am stärksten jene Bangigkeit zu erregen imstande sind.“ Woher weiß denn Kant, daß der Anblick von einem Berge „unfehlbar“ Bangigkeit hervorrufen muß? Er berichtet ein anderes Mal, daß man den gestirnten Himmel von Vulkanen aus „weit prachtvoller und schöner erblickt als man es sich vorzustellen imstande ist“ und fügt dann sogar tadelnd hinzu: „Meistens sind aber die Einwohner solcher Gegenden wie die am Etna gegen dergleichen Besitze unempfindlich.“ War er etwa einmal auf einen Vulkan gestiegen? Gab es bei Königsberg auch nur einen ganz kleinen Krater?

Er weiß noch mehr. Er behauptet auch, daß „isolierte Berge allezeit ein fürchterlicheres Ansehen haben als ganze Gebirge“, eine dogmatische Behauptung, die eben so viel Berechtigung hatte, als wenn man von Königsberg aus dekretierte, daß die Bergkrankheit auf Selbsttäuschung beruhe. Die merkwürdigste Stelle ist aber die über die Schweizer.

„Soll die Luft“, heißt es da, „in dergleichen bergigen Gegenden die Ursache von dem Heimweh, namentlich der Schweizer sein, indem diese, wenn sie in andere Länder kommen, besonders bei Anhörung ihrer Nationalgesänge melancholisch werden, ja wenn man ihnen nicht erlaubt, in ihre Heimat zurückzukehren, dahinsterben. Allein dieses rührt her teils von der Vorstellung der Leute, welche sie sich von der Gemütsruhe mache, welche, wie in allen Ländern, wo die Einwohner in mehrerer Gleichheit leben, so auch vorzüglich mit in der Schweiz die Menschen beseelt, die sie denn auch nur da und nirgend anders als auf ihrem vaterländischen Boden antreffen zu können glauben. Ein anderer Grund dieses Heimwehs besteht in dem größeren Kraftaufwande, den dergleichen Leute ihres Unterhaltes wegen bei sich müssen eintreten lassen. (So kann nur ein Philosoph urteilen: die Schweizer sind im Ausland unglücklich, weil sie weniger zu arbeiten brauchen.) Es soll auch in keinem Lande der Selbstmord so gewöhnlich sein als in der Schweiz, obwohl derselbe übrigens mehr die Reichen anzuwandeln (!) pflegt; die Schweizer dagegen sind mehrenteils arm. Indessen will man bemerkt haben, daß die Selbstmörder in der Schweiz hauptsächlich nur solche Leute sind, die bereits in andern Ländern gewesen und an den Ergötzlichkeiten derselben Geschmack gefunden haben und die sich des Lebens eben deshalb berauben, weil sie in ihrem Vaterlande jene Vergnügungen entbehren müssen. Diese Veränderung in ihnen selbst ist auch Ursache davon, daß sie alle einmütig ihr Vaterland nicht so bei ihrer Rückkehr wiedergefunden zu haben versichern, als sie es verließen. (Diese letzte Bemerkung scheint Kant aus einer bessern Quelle bezogen zu haben, als die sonderbare Notiz über die vielen Selbstmörder in der Schweiz.) Sie halten also die Veränderung ihres Subjektes für eine

Veränderung des Objekts, weil sie die des erstern wahrzunehmen nicht imstande sind.“

„Das Heimweh der Schweizer ist eine Sehnsucht oder ein Bestreben mit dem Bewußtsein der Unmöglichkeit. Es ist immer besser, gar keine Hoffnung zu haben als eine ungewisse; denn in jenem Falle hegt man weiter keine Sehnsucht, sondern bemüht sich, seinem Gemüte die Situation eigentümlich zu machen, in der man nichts zu hoffen hat“ („man“ ist köstlich; richtiger hätte Kant gesagt: „ich“ oder „Leute mit meinem Temperament“). Übrigens ist auch für das Heimweh bereits die goldene Zeit vergangen. Kant weiß anzugeben, daß das Heimwehleid der Schweizer „auch mehr in Rücksicht auf die ältern Zeiten als in Beziehung auf die Gegenwart gilt, seitdem ihr Verkehr nicht mehr ausschließlich auf ihre Berge und Täler eingeschränkt ist“. So gehört denn das alte, echte Heimweh, das Weh, an dem man „dahinstirbt“, bereits im Jahre 1800 der Geschichte an.

Dafür besitzt die Schweiz andere Merkwürdigkeiten. Dazu gehören die Versteinerungen. Kant weiß, daß „in der Schweiz ehedem ein versteinertes Schiff mit vielen Menschen aus dem Gebirge gezogen worden ist“. Vielleicht ist dies dieselbe Nachricht wie die ein anderes Mal erwähnte, daß „im Jahre 1464 im Kanton Bern aus einer hundert Ellen tiefen Grube ein Schiff mit 40 Gerippen menschlicher Körper gezogen worden sei“. Am Ende des 18. Jahrhunderts hätte man sich vor solchen Geschichten aus dem Mittelalter etwas mehr in acht nehmen dürfen.

Man sieht, was Kant über die Schweiz zu berichten weiß, ist nicht gerade bedeutend. Ein halb humoristisches Interesse bekommen seine Auslassungen nur dadurch, daß sie zeigen, wie sich ein intelligenter Professor in Königsberg in der guten alten Zeit die Schweiz und die Schweizer konstruierte. Kant wußte sehr wenig, und das Wenige ist meistens falsch; aber trotzdem zieht er daraus die kühnsten Folgerungen. Wer seine Ausführungen in extenso lesen will, sei auf die gute Neuausgabe in der verdienstvollen „Philosophischen Bibliothek“ (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung) verwiesen, die auch zu diesen Bemerkungen die Anregung gegeben hat. Dem großen Philosophen am Zeuge flüchen zu wollen, war ebensowenig unsere Absicht, als gewissen modernen Professoren der Philosophie einen Freibrief für ähnliche unwissenden Behauptungen zu liefern. Man kommt Kant dadurch noch nicht gleich, daß man in Arbeiten über „physische Geographie“ grobe Irrtümer begeht.

